



Jens Soentgen
Selbstdenken!
Zwanzig Praktiken der Philosophie
Mit Illustrationen von Nadia Budde
Peter Hammer Verlag
Wuppertal 2003
ISBN 3-87294-943-8

Textauszug
S. 9-21 und 167-177

© Peter Hammer Verlag GmbH
Wuppertal 2003

INHALT

Einleitung 9

1. Provozieren 13
2. Fakten, Zitate und Wabuwabu 23
3. Indizien 37
4. Autoritäten 49
5. Hinsehen 61
6. Beispiele 67
7. Präzisieren und Definieren 77
8. Bilder 95
9. Sammeln 107
10. Logik 119
11. Demontage 139
12. Gedankenexperimente 147
13. Warten 163
14. Umkehren 167
15. Parodieren 179
16. Serienschaltung 191
17. Orakel 197
18. Kombinieren 203
19. Ursachen 211
20. Große Gesten 217

Zum Schluss 222

Einleitung

Unter den Ärzten der Antike gab es die Gruppe der sogenannten Methodiker – sie waren, wie der Name schon sagt, höchst systematische Geister. Sie wollten Ordnung in das Chaos der Medizin bringen. Wozu die unübersehbar vielen Verfahren, Heilmittel und Heilkräuter? Die Methodiker waren der Ansicht, dass man alle Krankheiten mit ein und derselben Methode behandeln könne. Geniale Idee! Doch worin bestand jene wunderbare Einheitsmethode? Wir wissen es leider nicht genau. Denn die Methodiker verschwanden, nachdem sie kurze Zeit sehr in Mode waren und sogar am römischen Kaiserhof wirkten, vollständig von der Bildfläche.

Auch in der Philosophie hört man früh, nämlich bereits in der Antike, die Meinung, alle philosophischen Probleme ließen sich auf ein und dieselbe Weise glücklich behandeln. Doch im Unterschied zu den Methodikern in der Medizin sind die philosophischen Methodiker keineswegs ausgestorben. Vielmehr wird bis auf den heutigen Tag immer wieder verkündet, man habe jetzt *die* philosophische Methode entdeckt, und wenn man sie anwende, seien überall Fortschritte zu erwarten. In den letzten hundert Jahren wurden in diesem Sinne etwa die phänomenologische Reduktion, die Hermeneutik oder auch die logische Analyse angeboten: je geheimnisvoller der Name, desto besser. Und wo die Methode mal nicht passte, hat man das entsprechende Thema kurzerhand für unsinnig erklärt.

Die Wahrheit ist aber, dass man in der Philosophie ebenso wie in der Medizin mit einer Vielzahl von Verfahren arbeiten muss. Beobachtet man philosophische Diskussionen, so entdeckt man eine bunte Vielfalt von Praktiken: Das Parodieren gehört ebenso dazu wie die Verfahren des Definierens und des Unterscheidens. Diese Praktiken hängen zusammen – doch die Bezüge sind nicht so eng, dass die eine Praktik ohne die ande-

ren nicht funktionieren könnte. Alle Kapitel dieses Buches sind deshalb so gehalten, dass sie auch einzeln gelesen werden können. Anders als eine Methode setzt eine Praktik keinen eigenen Standpunkt voraus, der ihr die Richtung vorgibt. Ihr genügt eine bestimmte Gelegenheit, zum Beispiel eine Meinung, die ein anderer formuliert hat. Praktiken lassen sich überall einsetzen, wo über Ideen diskutiert wird, sei das nun in einer philosophischen Debatte über den Sinn des Lebens, im politischen Kommentar einer Zeitung oder beim Familienstreit über das nächste Urlaubsziel.

Die erste Kollektion solcher Praktiken hat Aristoteles (384-322 v.Chr.) veröffentlicht: die sogenannte *Topik*, eine seiner frühesten Schriften. Es war eine Denkschule, die er für den eigenen Gebrauch zusammengestellt hat. Als er sie schrieb, war er ein junger Mann von vielleicht neunzehn oder zwanzig Jahren, der versuchte, sich in den Debatten der platonischen Akademie, in die er eingetreten war, zurechtzufinden. Er sammelte Denk- und Argumentationsmuster, die bei verschiedenen Gelegenheiten wiederkehrten und in vielen Diskussionen unabhängig vom Thema nützlich waren. Solche Muster nannte er *topoi*. *Topos* heißt soviel wie Ort oder Gegend. Im übertragenen Sinn ist eine Gedankengend gemeint, in der es lohnt, einmal nachzusehen.

In der *Topik* finden sich etwa dreihundert solcher Muster. Später, als Aristoteles nicht mehr Schüler, sondern selbst Lehrer war, verwendete er die Schrift in seinem Unterricht. Sie ist ein Einführungskurs in die Philosophie und zugleich eine Schule der Bildung. Denn als gebildet gilt bei den Athenern nicht etwa der, der vieles weiß. Gebildet nennt man vielmehr denjenigen, der im Kopf beweglich ist, der sich zu jedem Thema eine Meinung bilden kann, neue Ideen und Argumente entwickelt und mit Ideen spielerisch umgehen kann, statt sie stumpf zu wiederholen.

Für den heutigen Leser ist die *Topik* eine schwierige Lektüre – sie ist in jenem dichten, holprigen Telegrammstil abgefasst, der für die aristotelischen Lehrschriften typisch ist. Zudem berücksichtigt Aristoteles überwiegend Praktiken, die mit der Definition eines Begriffs zusammenhängen – weil dieses Thema in der platonischen Akademie im Vordergrund stand. Zudem illustriert Aristoteles seine Muster mit Beispielen, die man oftmals erst entschlüsseln muss, um sie zu verstehen – weil sie auf Wissen und Gedanken beruhen, die uns fremd geworden sind.

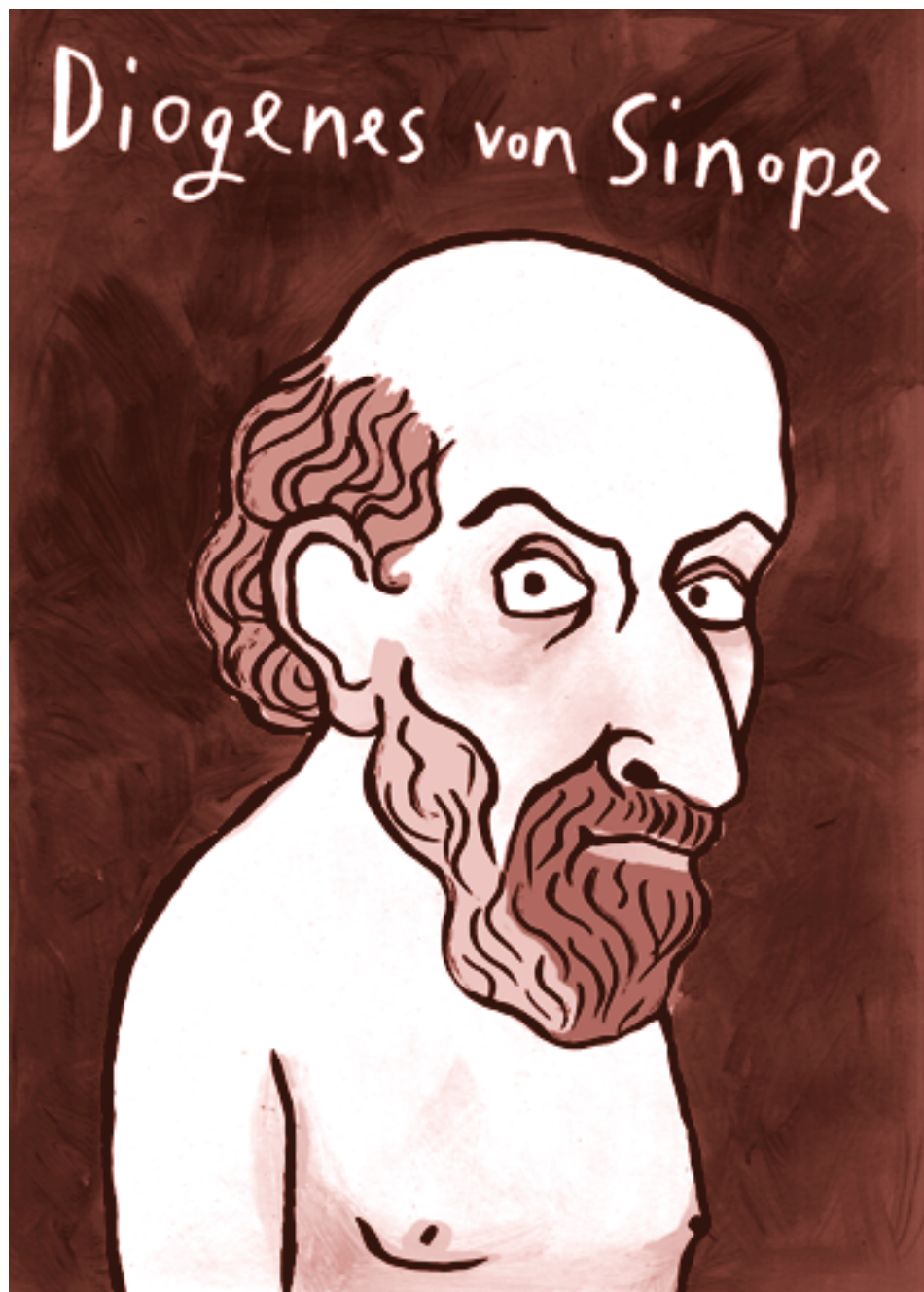
Daher ist es Zeit für eine neue Kollektion, ein buntes Album, das dar-

legt, wie das Denken funktioniert. Dabei geht es nicht um *Wissen*, sondern um das philosophische *Können*. Dieses Können geht nicht darin auf, Argumente zu produzieren und Thesen aufzustellen. Es hat etwas mit Träumen und Phantasieren zu tun und ist wie ein unterhaltsames *Spiel* – das einlädt, mitzuspielen.

Entstanden ist das Album ganz ähnlich wie das des Aristoteles: aus dem Geist des Abguckens. Was tun Philosophen, wenn sie philosophieren? Beobachtet man die philosophische Diskussion, so stellt sich heraus, dass das gewöhnliche Bild eines gemessenen, methodischen Schreitens von These zu These falsch ist. Vielmehr entdeckt man ein Gewusel wie auf einem Volksfest. Da wird nicht nur vorgetragen und erklärt, sondern gejoht und gezischt, gelacht, gesungen und geflucht. Das Denken ist nicht so blutleer, wie es bisweilen erscheint. Seine Vielfalt ist erstaunlich und lässt sich kaum erschöpfend darstellen. Die Praktiken, die im folgenden vorgestellt werden, sind nur eine kleine Auswahl. Wenn man einmal auf die *Muster* aufmerksam geworden ist, wird man leicht weitere finden. Auch Querverbindungen sind zu entdecken: Denn die Praktiken werden zwar einzeln dargestellt, stehen jedoch untereinander in engen Beziehungen. Die *Beispiele* habe ich politischen Reden entnommen, andere der Literatur, viele dem Alltag. Deshalb tauchen in den Dialogen, mit denen ich die Praktiken illustriere, nicht nur Sokrates auf, sondern auch Herr und Frau Meier.

Die *Spiele* und Phantasien, die zwischen die Kapitel eingestreut sind, zeigen, dass man sich der Philosophie auch auf leichtem Fuß nähern kann. Die *Literaturangaben* sind auf ein Minimum beschränkt. Im Anschluss an die einzelnen Kapitel nenne ich einige Texte, die für eine weiterführende Beschäftigung nützlich sind.

Alle Praktiken haben das Ziel, die Abhängigkeit von den Meinungen anderer zu verringern. Sie erschließen Quellen für Einfälle und Ideen und schärfen das Urteil. Darin liegt ihre befreiende Kraft. Sie stärken die Fähigkeit, *selbst zu denken*.



1. Provozieren

Seit ihren Anfängen war die Philosophie eine Form der Provokation. Schon Sokrates (470-399 v.Chr.) galt als öffentliches Ärgernis. Seine ärmliche äußere Erscheinung war eine Herausforderung – anders als seine oftmals reichen Schüler trug er keinen Schmuck und lief barfuß, was ihm teils Bewunderung, teils Spott eintrug. Die üblichen Werte wie Erfolg oder Wohlstand stellte er in Frage oder machte sich über sie lustig. Als er wegen Gotteslästerung angeklagt und verurteilt wurde, warf er, statt sich demütig zu verteidigen, dem Gericht Unfähigkeit vor und forderte eine Ehrung statt einer Strafe, denn seine Arbeit mit den jungen Leuten sei ein Segen für Athen. Das Gericht fand das nicht witzig und entschied auf Tod durch Gift.

Die Geschichte der Provokation war damit nicht zu Ende. Sie erreichte neue Höhepunkte bei den Nachfolgern des Sokrates. Zu diesen gehörte auch die kleine Gruppe der Kyniker. Ein Mann namens Antisthenes (455-360 v.Chr.), der von der Bedürfnislosigkeit des Sokrates, den er persönlich kennengelernt hatte, höchst beeindruckt war, wurde zum Vater der Lehre. Doch erst sein Schüler Diogenes von Sinope (400-ca.328 v.Chr.), verhalf der Gruppe zu unsterblichem Ruhm. Er machte aus der schlichten sokratischen Genügsamkeit ein aufsehenerregendes Happening.

Diogenes lehrte, dass man seine Bedürfnisse auf die jeweils einfachste Art befriedigen solle. So glaubte er, den kürzesten Weg zum Glück entdeckt zu haben. In der Praxis sah das so aus, dass Diogenes auf dem Athener Marktplatz öffentlich onanierte, und dabei bemerkte, wie be-

dauerlich es doch sei, dass man den Hunger nicht ebenso einfach, etwa durch Reiben des Bauches, lindern könne.

Diogenes hatte kein Haus, sondern schlief mal hier und mal da, wie es sich gerade ergab. Eine Weile lang, so wird berichtet, hauste er in einem mannshohen Vorratsgefäß aus Ton, das als Fass des Diogenes berühmt wurde. In seiner Tonne zeigt ihn auch das einzige antike Bildnis, das wir von ihm kennen: ein Medaillon im Zentrum eines Mosaiks, das im Römisch-Germanischen Museum in Köln aufbewahrt wird. Diogenes ernährte sich von Kräutern, Oliven und Gerstenbrot. Er trug einen Wollmantel, ansonsten war er nackt. Er liebte es, anderen den Stinkefinger zu zeigen und hat insofern einen Teil der Punk-Kultur bereits vorweggenommen. In Gesellschaft anderer furzte er gerne mal so zwischendurch – was die Athener veranlasste, ihn Hund zu nennen, da ihnen der Hund, der hinpinkelt, wo es ihm gerade passt, an Essensresten herumnagt und seine sexuellen Bedürfnisse öffentlich verrichtet, als das ordinärste Tier überhaupt vorkam. Diogenes nahm das Schimpfwort als Ehrentitel an. Als er starb, errichteten ihm seine Schüler ein Denkmal mit einem Hund darauf. Das Tier wurde zur Bezeichnung der ganzen Schule – denn der Name Kyniker stammt ab vom griechischen Wort *kynikos*, was soviel heißt wie hündisch. Später wurde daraus dann die Bezeichnung Zyniker. Doch der Zyniker von heute ist nur ein boshafter Spötter. Der Kyniker der Antike war zugleich Philosoph und wollte seine Aktionen auch als Diskussionsbeiträge, als Einsprüche verstanden wissen.

Diogenes war für seinen Witz und seine Schlagfertigkeit bekannt. Als Alexander der Große (356-323 v.Chr.) ihn aufsuchte und fragte, welchen Wunsch er denn an ihn, den großen König, habe, blinzelte Diogenes nur und sagte: „Geh mir aus der Sonne.“ Doch bei Sprüchen ließ er es nicht bewenden. Diogenes schrieb ganze Tragödien, selbstverständlich alle mit einem kynischen Touch, und selbst eine Schrift mit dem Titel *Politik* soll er verfasst haben. Darin stellte er sämtliche althergebrachten Sitten auf den Kopf, meinte etwa, die staatstragende Institution der Ehe sei eine Gewohnheit, die man abschaffen solle. Als Alternative schlug er vor, die freie Liebe einzuführen, in der alle mit allen Verkehr haben, also der Nachbar mit der Nachbarin, aber auch der Sohn mit der Mutter oder auch der Sohn mit dem Vater. Gewiss würde so eine freie Liebe zu Problemen führen, doch hat der scharfsinnige Diogenes auch diese bedacht. Da man, so erklärte er, in einer freien Liebesgemeinschaft nicht

entscheiden könne, welches Kind zu wem gehöre, dürften sich alle als Eltern betrachten und müssten sich folglich auch alle gemeinsam um die Erziehung kümmern. Er meinte auch, dass doch nichts dagegen einzuwenden sei, wenn man das Fleisch Verstorbener äße, ja, er regte ein Gesetz an, wonach Kindern erlaubt sein sollte, ihre Eltern totzuschlagen.

In diese Richtung gingen auch seine Tragödien. Sie sind uns nicht erhalten, doch können wir aus Bemerkungen anderer antiker Autoren in etwa rekonstruieren, worum es ging. So ist überliefert, dass er einen *Ödipus* schrieb. In der klassischen Fassung ist es bekanntlich so, dass Ödipus entdeckt, dass er mit seiner Mutter geschlafen hat und sich daraufhin die Augen aussticht. Diogenes dagegen, der meinte, dass der sexuelle Verkehr mit Blutsverwandten nichts Unfrommes sei, gab der Geschichte, wie es scheint, eine positive Wendung. Die Tatsache, dass ein Sohn mit seiner Mutter schläft, hatte in seinen Augen nichts Tragisches, sondern war begrüßenswert. Seinen *Ödipus* müssen wir uns daher als einen frühen Vertreter der Philosophie des ‚warum nicht?‘ vorstellen.

In einem anderen kynischen Drama, von dem uns berichtet wird, bemerkt einer, dass er soeben das gekochte Fleisch seiner eigenen Söhne gegessen habe, doch auch hier tröstet der Kyniker uns mit folgender philosophischen Betrachtung: „Nach der richtigen Auffassung ist alles in allem enthalten und geht alles durch alles hindurch: Im Brot ist Fleisch und im Gemüse Brot, und ebenso dringen bei allen übrigen Körpern durch bestimmte unsichtbare Poren Mengen ein und werden zugleich auch wieder ausgedünstet.“ Wenn es aber so ist, schließt Diogenes, dann besteht zwischen dem Verzehr der eigenen Kinder und den sonstigen Mahlzeiten kein prinzipieller, sondern nur ein gradueller Unterschied. Also kein Grund zur Aufregung.

Worum es dem Diogenes in seinen Dramen ging? Er habe die Münze umgeprägt, erklärte er. Was im Griechischen einen Doppelsinn hat: *nomisma* bedeutet nicht nur Münze, sondern auch Brauch. Und tatsächlich hat Diogenes die bestehenden Sitten auf den Kopf gestellt.



Wie hat sie sich fortgesetzt, die Geschichte der Provokationen? Nach den Kynikern war erst einmal Schluß mit dem aufsässigen Philosophieren. Ein paar Generationen nach Diogenes wurde Athen von den Römern erobert. Die Philosophie brauchte Jahrhunderte, um sich davon zu erholen. Dann begann das Mittelalter, in dem zwar die Philosophie wieder auflebte, aber für Kynismus im alten Stil wenig Raum war. Verlassen wir also die Tonne des Diogenes und wenden uns gleich der *Kommune 1* zu, jener „Lebensgemeinschaft junger Maoisten“, die sich in den sechziger Jahren in der Niedstraße 14 am Stuttgarter Platz in Berlin gebildet hatte. Sie bestand überwiegend aus Mitgliedern einer ultralinken Splittergruppe des SDS, des *Sozialistischen Deutschen Studentenbundes*. Die Agenda der Kommuneegründer war identisch mit derjenigen der alten Kyniker: Protest, Revolution, freie Liebe. Kommuneegründer Hans-Dieter Kunzelmann erklärte damals auf die Frage eines Journalisten, was denn die Kommune eigentlich soll: „Ich habe Orgasmusschwierigkeiten und möchte, dass der Öffentlichkeit dies vermittelt wird.“

Doch nicht nur um Kunzelmanns Orgasmusschwierigkeiten ging es. Unter der Überschrift „Wann brennen Berlins Kaufhäuser?“ hatten die Kommunarden gegen den Krieg in Vietnam protestiert. Diese Schrift wurde als Anregung zur Brandstiftung verstanden und brachte den Freunden Fritz Teufel (damals 23) und Rainer Langhans (damals 27) ein Gerichtsverfahren ein. Dieses verwandelten die beiden nach und nach in eine Performance. Schon der Auftritt der Angeklagten gab einen Vorgeschmack auf das, was noch kommen sollte. Rainer Langhans und Fritz Teufel erschienen vor dem Berliner Landgericht in beeindruckenden Phantasieuniformen. Rainer Langhans glich unter einem aufwendig frisierten Lockenschopf einem Papua-Medizinmann. Zu einem lindgrünen Jäckchen mit orangenen Knöpfen, mit Mao-Kragen und Manschetten in Blau, trug er hellblaue Jeans. Durch Lockenstrudel und hinter kreisrunden Brillengläsern hervor spähten die Augen eines melancholischen Mäuserichs. Fritz Teufel hingegen war in einen fast knielangen, orangefarbenen Kittel gekleidet, an dem silberne Knöpfe blitzen, während Manschetten und Mao-Kragen in Violett erstaunliche Akzente setzten. Haar und Bart, eine perfekte Rundumfrisur, waren vergleichsweise dezent und seine Augen blickten eher stillvergnügt als trotzig revolutionär. Zwischen Kittelsaum und Boden ironisiert er die abendländische Kleiderordnung: dunkle Hosen mit Nadelstreifen, dazu gelbe Socken und Wildlederschuhe.

Solcherart aufgeputzt traten die beiden Studenten an, um ein autoritäres Ritual auf den Kopf zu stellen.

Einige wohlgezielte Jokes, die im Gerichtssaal explodierten wie Farbbeutel, ließen sie rasch zu den eigentlichen Vorsitzenden der Veranstaltung werden. Die Angeklagten verwandelten sich zu Anklägern, der Prozess geriet außer Kontrolle. Alles fing harmlos an. Der Vorsitzende Richter Walter Schwerdtner, damals 53 Jahre alt und damit Stellvertreter der Vätergeneration, begann die Verhandlung mit der Vernehmung zur Person:

RICHTER SCHWERDTNER Herr Teufel, Sie haben nun Gelegenheit, in eigenen Worten Ihren Lebenslauf zu schildern und Ihren Werdegang darzustellen.

HERR TEUFEL Ich stehe heute zum viertenmal in einem politischen Prozess vor Gericht. Mein Lebenslauf ist inzwischen sattem bekannt, auch aus der ersten Inszenierung dieses Prozesses, der damals an der Unfähigkeit des Gerichts scheiterte.

STAATSANWALT TANKE Bitte, nehmen Sie zu Protokoll, der Angeklagte Teufel sagte, daß der erste Prozess an der Unfähigkeit des Gerichts scheiterte. Ich beantrage eine Ordnungsstrafe.

HERR TEUFEL ... und weil dieser Prozess an der Unfähigkeit des Gerichts scheiterte, halte ich es zur Aufklärung dieses komplizierten Sachverhalts für viel interessanter, wenn die Mitglieder der Staatsanwaltschaft und des Gerichts hier etwas sagen zu ihrem Lebenslauf und zu ihrem Werdegang. Ich glaube, die Öffentlichkeit hat einen Anspruch darauf. Zur Sache will ich mich von Fall zu Fall äußern.

RICHTER SCHWERDTNER Sie brauchen gar nichts zu sagen.

HERR TEUFEL So einfach will ich es Ihnen nicht machen.

Wenig später erwägt das Gericht, die Angeklagten einer psychiatrischen Untersuchung zu unterziehen. Sofort folgt der Konter:

HERR TEUFEL Ich stimme der Untersuchung zu, wenn die Mitglieder des Gerichts und der Herr Staatsanwalt sich ebenfalls psychiatrisch untersuchen lassen.

Daraufhin kommt es im Gerichtssaal zu Begeisterungstürmen und zu tumultartigen Szenen, und der Vorsitzende Schwerdtner sieht sich genö-

tigt, den Saal räumen zu lassen. Erst auf schriftliche Versicherung der Zuhörer, den weiteren Verlauf der Verhandlung nicht mehr zu stören, wird die Öffentlichkeit wieder hergestellt. Und gleich geht es weiter:

RICHTER SCHWERDTNER Meine Damen und Herren Zuhörer, wir haben Ihre Zusicherung zur Kenntnis genommen, ich bitte aber dringend, uns unsere Aufgabe nicht zu erschweren. Wir vertrauen darauf, dass Sie Ihre Zusicherung nicht brechen. Herr Teufel, Sie wollten eine Erklärung abgeben. Ich bitte Sie aber, sich von derartigen Dingen wie vorhin zu enthalten.

HERR TEUFEL Herr Langhans wollte etwas sagen.

HERR LANGHANS (*ironisch*) Ich kenne mich nicht aus, wieweit das erlaubt ist, aber ich möchte zunächst dem Antrag meines Freundes Fritz beistimmen und ihn folgendermaßen erweitern. Neben der psychiatrischen Untersuchung der Mitglieder des Gerichts, des Staatsanwalts und der Angeklagten soll auch ein Intelligenztest von denselben angefertigt werden, dessen vollständige Ergebnisse ausführlich veröffentlicht werden müssen!

Das Gericht, in heller Panik, rennt heraus, kommt kurz darauf wieder herein und verurteilt Langhans zu einer Ordnungsstrafe. Seine Autorität jedoch war erheblich beschädigt, auch wenn man die Angeklagten später schuldig sprach. Für die Kulturrevolution der 68er war die Harlekinade im Berliner Gerichtssaal ein wichtiges Ereignis. Sie zeigte, wie leicht sich die bürgerliche Welt verunsichern ließ.

Was ist aus den Helden von damals geworden? Fritz Teufel arbeitet heute als Fahrradkurier in Berlin. Rainer Langhans wandte sich der Esoterik zu. Zugleich ist er Kyniker geblieben. Immer noch scheint ihn die Lust an der Provokation, am Stören festgefügtter Ordnungen zu kitzeln. Wohl deshalb schwenkte er dreißig Jahre nach dem legendären Prozess, zum Entsetzen seiner alten Freunde, von der ultralinken zur ultrarechten Gesinnung. In einem Interview mit der *taz* gab er zu Protokoll: „Echte Spiritualität heißt heute Hitler.“ Auch bei seinen Auftritten auf linken Nostalgieveranstaltungen, in denen die 68er gefeiert werden sollten, ließ er sich, zum Entsetzen der Gäste, ähnlich vernehmen. Zugleich gründete er einen Harem und erläuterte in Interviews, weshalb diese Form des Zusammenlebens für alle Beteiligten persönlich bereichernd sei. Ein

Künstler des öffentlichen Ärgernisses, der weiß, wo bei seinem Publikum der Nerv sitzt.

Wie funktionieren Provokationen? Meist beruhen sie auf einer Umwertung der gewohnten Werte. Das Niedrige wird erhöht, wie der Hund auf dem Denkmal des Diogenes, und das Hohe erniedrigt. Es gilt, ein Gespür für das Geflecht der Verbote und Konventionen zu entwickeln, in denen wir uns bewegen. Das ist gar nicht so einfach, weil gerade das Selbstverständliche schwer zu fassen ist. Schlagfertigkeit und Mut sind notwendige Anlagen, die man mitbringen muss. Denn einer, der die stillschweigenden Übereinkünfte der anderen angreift, wird nicht selten ausgegrenzt und verfolgt.

Es ist heute nicht mehr so leicht wie früher, zu provozieren. Eine festgefügte Gesellschaft mit starrem Wertesystem lässt sich leichter stören als eine pluralistische. Wo jeder tun und lassen darf, was er will, wundert sich das Publikum über gar nichts mehr. Die Geste der Provokation nutzt sich ab, oder mehr noch, sie wird in Applaus erstickt – der Provokateur gerät zum Hofnarren einer Gesellschaft, die ihn als einen der ihren erkennt. Und doch hört man auch heute noch hin und wieder den seit Jahrtausenden bekannten Schrei der Entrüstung – und das zeigt, dass es auch in einer liberalen Gesellschaft möglich ist, *zu weit* zu gehen.



Spiel: Barfußlaufen

Wir ziehen an einem schönen Sommertag die Schuhe aus und laufen barfuß. Und zwar nicht bloß zuhause, sondern auch mal draußen, auf der Straße, in der Fußgängerzone, in der Schule, in der Uni oder im Büro. Dabei stellt sich heraus, dass die wenigsten Wege sich fürs Barfußlaufen eig-



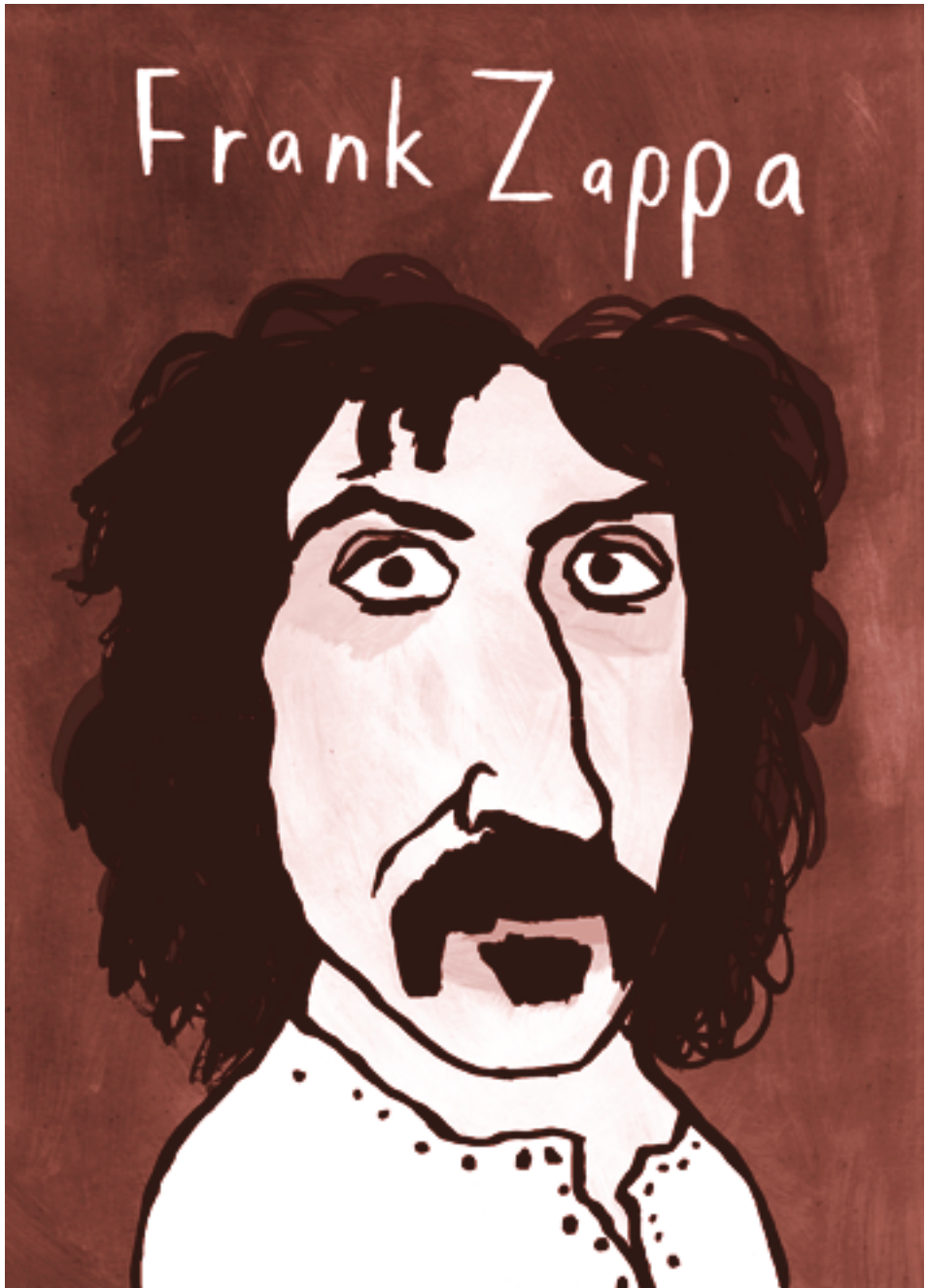
nen – selbst viele Wanderpfade im Wald sind dank Rollsplit wie Nadelbetten für die nackten Füße. Und dann der Muskelkater in den Waden und Fußgelenken! Es ist, als sei man zum ersten Mal wirklich gelaufen. Andererseits werden die Sohlen vitalisiert. Noch tagelang später spürt man die warmen Füße.

Auf die Mitmenschen wirkt ein Barfußläufer so ähnlich wie ein Nackter. Obwohl nackte Füße nichts Unanständiges sind, wirken sie doch irgendwie obszön. Welche Geschichten man da erleben kann, kann man auf der Website der Barfußläufer nachlesen (www.barfuss.org). Denn tatsächlich gibt es auch in Deutschland erstaunlich viele Leute, die nicht nur gelegentlich, sondern ständig barfuß laufen. Gesundheitlich ist das kein Problem, sagen die Barfußläufer. Man entwickle mit der Zeit ein Gespür für spitze Steine, Glas oder Nägel. Auch im Winter sei es unbedenklich, die Schuhe auszuziehen: Nur vom schnellen Gehen bei Kälte sei abzuraten, um die Bänder nicht zu gefährden. Die Toleranz gegenüber Barfußläufern scheint in verschiedenen Ländern unterschiedlich entwickelt zu sein. In Deutschland und Frankreich, so erzählt die Barfußläuferin Julia Fiona in ihrer Barfußbiographie (die auf der erwähnten Website einzusehen ist), sei sie nicht auf Schwierigkeiten gestoßen, wohl aber in den USA, wo sie oft aufgefordert worden sei, Schuhe anzuziehen. Als erfahrene Barfußläuferin wusste sie sich zu wehren: „Als ich im Frühjahr 2001 in Florida war, hatte ich eine unschöne Auseinandersetzung, die darin endete, dass ich die US-Verfassung („Land of the Free ...“) zitierte und darauf verwies, dass es kaum sein könne, dass sie das Tragen von Waffen erlaube, aber nicht das Nichttragen von Schuhen – ich wurde nicht weiter behelligt.“



Literatur

Über Diogenes von Sinope informiert sein Namensvetter Diogenes Laertius, und zwar in seinem Buch *Leben und Meinungen berühmter Philosophen*, welches etwa im 3. Jahrhundert nach Christus verfasst wurde. (Übersetzt und neu aufgelegt zum Beispiel bei Reclam, Leipzig 1997.) Einige weitere Details liefert der § 20 im *Grundriß der Geschichte der Philosophie*, Band 2/1, Basel 1998. Zur Praktik der Provokation finden sich einige interessante Beispiele und Gedanken in Edward de Bonos *Denkschule*, Landsberg am Lech 1986, und in anderen Schriften de Bonos. Eine erhellende Theorie der Provokation formuliert Jürgen Frese, *Einspruch als Anfang im Philosophieren*, in: Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Pädagogik, 2003, S. 166-183.



14. Umkehren

Sage mir deinen Gedanken und ich mache daraus einen zweiten, mit dem du nicht gerechnet hast. Kenne ich erst einmal eine Meinung, ist es leicht, daraus eine zweite zu bilden. Es ist ähnlich wie bei jenen surrealistischen Collagen, bei denen aus aufgelesenem Material etwas Überraschendes gezaubert wird. Wichtig ist vor allem, dass man ausschließlich aus dem Material, das man vorgefunden hat, etwas Neues fabriziert – indem man es umsorziert, umwertet oder auf den Kopf stellt.

Hier ein Beispiel für die Fans des Rockmusikers Frank Zappa (1949-1993). Zunächst die Geschichte. Zappa war in der Talkshow eines gewissen Joe Pine eingeladen. Und dieser Joe Pine war bekannt für seine böswillige Form der Gesprächsführung. Es war nichts Ungewöhnliches, dass er einen Besucher vorstellte, und dann sofort über die Begabung, das Aussehen oder die Überzeugungen des Betreffenden herzog. Manche Leute behaupteten, Pines verletzende Art gehe zum Teil auf seine Beinamputation zurück, die ihn verbittert habe. Andere stritten das ab und meinten, er sei einfach von Natur aus böse. Zappa wurde Anfang der sechziger Jahre eingeladen, als lange Haare bei einem Mann noch ungewöhnlich waren. Nachdem er vorgestellt wurde, kam es zu folgendem Schlagabtausch:

JOE PINE Ich habe den Eindruck, Ihre langen Haare machen aus Ihnen ein Mädchen.

FRANK ZAPPA Und ich habe den Eindruck, Ihr Holzbein macht aus Ihnen einen Tisch.



Zappas Return ist ein Meisterstück. Er hätte natürlich auch sagen können: „Wie kommen Sie dazu, Leute nur nach ihrem Äußeren zu beurteilen?“ Aber wie langweilig und hilflos hätte das gewirkt! Stattdessen greift er das Muster Pines auf und wendet es gegen ihn. Zappas Satz hat dieselbe Struktur wie der Satz des TV-Moderators. Nur zwei Worte sind ausgetauscht. Aber sie verwandeln den Sinn. Genau das macht die Antwort brillant. Für sich alleine – also ohne Pines Auftaktbosheit – wäre sie weniger lustig. Erst im Zusammenhang mit der Ausgangsfrage gewinnt sie ihre Kraft. Das ist typisch für Umkehrungen. Sie benötigen ein Sprungbrett. Das zeigt auch das zweite Beispiel. Es ist von eher harmlosem Witz und stammt von Eugen Roth (1895-1976):

Ein Mensch bemerkt in bittrem Zorn
 Daß keine Rose ohne Dorn
 Doch muß ihn noch viel mehr erbosen
 Daß sehr viel Dornen ohne Rosen.

Hier wird keine böartige Antwort zurückgegeben – vielmehr macht Roth aus einem volkstümlichen Gedanken einen neuen – und zwar so, dass die zweite Aussage – ‚sehr viel Dornen ohne Rosen‘ – formal fast identisch ist mit der ersten. Die gegebenen Elemente werden durch eine geringfügige Änderung in eine neue Ordnung gebracht – und heraus kommt ein neuer, überraschender Sinn. Auch hier zehrt die Kraft des Satzes ‚sehr viel Dornen ohne Rosen‘ von der Vorlage und verliert

ohne diesen Hintergrund. Diese Doppelstruktur ist typisch für Umkehrungen: Sie binden Altes und Neues, Bekanntes und Unbekanntes zusammen und wirken eben deshalb kreativ und überraschend.

Für Umkehrungen gibt es viele Rezepte: Man kann in der Vorlage einzelne Elemente weglassen, man kann einzelne Elemente hinzufügen, man kann die Elemente umdeuten, man kann sie umwerten, man kann sie umentschieden (am häufigsten ist dabei die Überkreuzform: statt A ist B: B ist A). Einige dieser Möglichkeiten werde ich im Folgenden an Bei-

spielen erläutern. Halten wir uns zunächst an das Umsortieren! Es bietet sich besonders bei Sprichwörtern an. Mit wenig Aufwand kann man hier die Elemente umtauschen. Hier eine Auswahl bekannter Sprüche:

- Lerne zu leiden, ohne zu klagen.
- Ohne Fleiß kein Preis.
- Besser arm und gesund als reich und krank.

Durch simplen Tausch kann man daraus neue Sprichwörter bilden:

- Lerne zu klagen, ohne zu leiden
- Ohne Preis kein Fleiß (Oder: Ohne Fleiß kein Scheiß)
- Besser reich und gesund als arm und krank.

Die Neuschöpfungen wirken natürlich nur auf den (eini-germaßen) witzig, der die ursprünglichen Wort-Konstellationen kennt.

Die Selbstanwendung

Besonders beliebt ist eine Umkehrung, die an der Ich-Du-Achse ansetzt und sie zum Kippen bringt. Man kann diese Praktik fast universal anwenden, insbesondere dann, wenn es darum geht, Ansprüche und Forderungen zu prüfen, die andere an uns richten. So kann man sich vom Gemaßregelten zum Maßregler wandeln. Nehmen wir folgenden Dialog zwischen einem Grundschüler und seiner Mutter:

FRAU MEIER Sooo, und jetzt musst du noch deine Milch trinken: lecker!!!

MEIER JUNIOR Jeden morgen Milch!

FRAU MEIER Die ist aber sooo gesund!

MEIER JUNIOR Ich mag aber keine Milch!

FRAU MEIER Und in der Milch sind ganz viele Vitamine!



MEIER JUNIOR Warum trinkst du dann nicht selber Milch, wenn so viele Vitamine drin sind?

Eine einleuchtende Antwort. Was ist naheliegender, als sich anzusehen, ob einer die Vorschriften, die er uns erteilt, auch selbst befolgt? Der Sohn sortiert nicht die Wörter neu, sondern tauscht die Rollen. Die Senderin der Botschaft wird zur Empfängerin gemacht. Die Botschaft selbst ändert sich nicht. ‚Kehr‘ erst einmal vor der eigenen Tür!‘ ist die Redensart, die das Verfahren der Selbstanwendung auf den Punkt bringt. Es empfiehlt sich immer dann, wenn andere mit unerbetenen Empfehlungen um sich werfen.

Drehbücher

Die Umkehrung lässt die Welt in neuem Licht erscheinen. Die Kopernikanische Wende ist längst zu einer festen Redewendung geworden. Der Frauenburger Domherr Nikolaus Kopernikus (1473-1543) tauschte die Rollen zwischen Erde und Sonne. Nicht mehr die Sonne drehte sich um die Erde, sondern umgekehrt die Erde um die Sonne. Kopernikus verwandte die selben Elemente, die auch das alte Weltbild bestimmten: Sonne, Erde, Planeten. Nur schrieb er für diese Hauptdarsteller des Welttheaters ein neues Drehbuch (im wahrsten Sinne des Wortes).

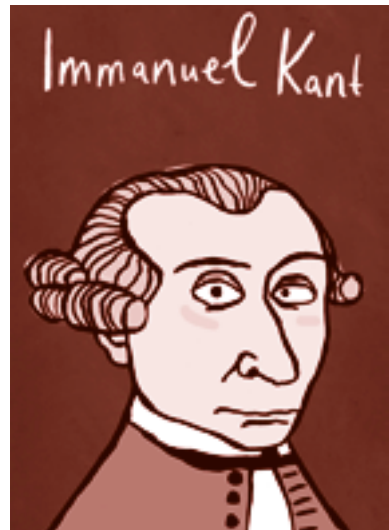
Auch andere Drehbuchautoren gehen ähnlich vor. So hat sich zum Beispiel Alfred Hitchcock (1899-1980) – um gleich einen großen Sprung zu machen – in seinen Gesprächen mit François Truffaut (1932-1984) ebenfalls zu dem Verfahren bekannt. Diesmal geht es nicht um Sonne, Mond und Planeten, sondern um eine Mordszene. Hitchcock erzählt: „Ein Mann kommt an einen Ort, wo er wahrscheinlich umgebracht wird. Wie wird das im allgemeinen gemacht? Eine finstere Nacht an einer engen Kreuzung in einer Stadt. Das Opfer steht im Lichtkegel einer Laterne. Das Pflaster ist noch feucht vom letzten Regen. Großaufnahme einer schwarzen Katze, die eine Mauer entlang streicht. Eine Einstellung von einem Fenster, hinter dem schemenhaft das Gesicht eines Mannes auftaucht, der nach draußen blickt. Langsam nähert sich eine schwarze Limousine, und so weiter. Ich habe mich gefragt, was das genaue Gegenteil einer solchen Szene wäre. Eine völlig verlassene Ebene in hellem Sonnenschein, keine Musik, keine schwarze Katze, kein geheimnisvolles

Gesicht hinterm Fenster." Ergebnis war die berühmte Szene in Hitchcocks Thriller *Der unsichtbare Dritte*, in welcher Cary Grant auf einem offenen Feld von einem Flugzeug attackiert wird.

Wie man sogar Einstein widerlegen kann

Auch im kleineren Format der Diskussionen, der Debatten und der Briefwechsel trifft man immer wieder auf Umkehrungen. Dabei ist besonders die Selbstanwendung beliebt. Hier drei klassische Beispiele:

1. Immanuel Kants (1724-1804) *Kritik der reinen Vernunft* war angetreten, die Überheblichkeiten der Philosophie zu beenden. Vor Kant hatten die Denker wenig Probleme damit, Aussagen über das Universum oder über Gott zu treffen. Kant kritisierte solche Überlegungen als transzendent, spottete darüber und verbot sie streng. Ohne Halt an der Erfahrung werde hier drauflos gedacht. Damit müsse ein für allemal Schluss sein. Der Goethefreund Friedrich Jacobi (1743-1819), der sich vom leidenschaftlichen Kantanhänger zu einem leidenschaftlichen Kantgegner entwickelt hatte, entdeckte als erster, dass Kant gleichwohl selbst ganz ähnlich vorgeht, wie die Gegner, die er in seinem berühmten Werk angreift. Denn auch er macht Aussagen über spekulativen Gegenstände, die sich auf keine Weise empirisch erhärten lassen. So geht er etwa davon aus, dass die ‚Dinge an sich‘ unerkennbar seien. Zum anderen glaubt er aber auch, dass sie auf unsere Einbildungskraft einwirken, denn sie ‚verursachen‘, so lehrt Kant, die Sinneseindrücke, die wir haben. Wie hat er das wohl festgestellt? Es ist schwer, zu beobachten, wie das Ding an sich auf unsere Sinnesorgane einwirkt. Hier handelt es sich also um reine Spekulation. Kant vollzieht selbst das, was er bei anderen kritisiert. Jacobi schließt: „Ich muß gestehen, daß mich dieser Anstand bei dem Studio der Kantischen Philosophie nicht wenig aufgehalten hat ... , weil ich unaufhörlich darüber irre wurde, daß ich ohne jene Voraussetzung [daß die unerkennbaren Dinge an sich auf die Einbildungs-



kraft wirken] in das System nicht hineinkomme, und mit jener Voraussetzung darin nicht bleiben konnte.“ Das Argument zählt zu den Klassikern der Einwände gegen Kant. Es wird bis heute angewandt.

2. Zu den Kernbeständen der analytischen Philosophie, die von Rudolf Carnap (1891-1970) mitbegründet wurde, zählte lange Jahre das von Carnap aufgestellte sogenannte empiristische Sinnkriterium. Es besagt, dass eine Aussage nur dann einen Sinn habe, wenn sie sich durch Erfahrungen („Erlebnisse“) belegen lasse, oder aber, wenn sie rein logischer Natur ist. Denn die erfahrungsbezogenen Aussagen lassen sich überprüfen, die rein logischen Verfahren hingegen lassen sich durch mathematische Prüfung auf ihre innere Stimmigkeit hin abhören. So hat man also in beiden Fällen eine Möglichkeit, den Gehalt der Aussage zu kontrollieren. Entsprechend werden ja auch die Thesen der Naturwissenschaft verifiziert. Bei den Aussagen der Philosophie aber ist das oft anders. Wie will man Spekulationen über die Welt, über Gott und über die Seele überprüfen? Dementsprechend blies die analytische Philosophie zum Angriff auf die Metaphysik. Diese sei sinnlos. Die radikale Entwertung einer großen geistigen Tradition machte Eindruck, doch die Frage blieb offen, welchen Stellenwert denn das Sinnkriterium selbst habe. Es ist offenbar weder empirisch noch rein logisch – so scheint also nur übrigzubleiben, dass es selbst metaphysisch und damit sinnlos ist.

3. Als sein Freund Michele Besso starb, schrieb Albert Einstein (1879-1955): „Für uns gläubige Physiker hat die Scheidung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nur die Bedeutung einer wenn auch hartnäckigen Illusion.“ Einsteins allgemeine Relativitätstheorie, die den Begriff der Gegenwart neu definierte, steht wie ein imposantes Felsmassiv hinter dieser Aussage. Man darf sich davon aber nicht einschüchtern lassen. Dass auch gegen Einstein die Selbstanwendung effektiv angewandt werden kann, zeigte der Phänomenologe Hermann Schmitz. Als Wissenschaftler, so argumentiert Schmitz, muss Einstein bereit sein zu lernen. Lernenwollen setzt aber voraus, dass man mit der Möglichkeit rechnet, man könne in Zukunft etwas erfahren, das man heute noch nicht weiß. Das aber ist nur dann möglich, wenn man den Unterschied zwischen der Gegenwart, die jetzt ist, und der Zukunft, die noch kommt, ernst nimmt und diesen Unterschied nicht als Illusion abtut. Solange Einstein also als Physiker spricht, muss er an dem Unterschied sehr wohl festhalten und sollte ihn nicht mit Durchblickergeste beiseite schieben.

So zeigt sich also, dass die Figur der Selbstanwendung in der Tat in der Philosophie vielfach verwandt wird. Es gibt sogar Philosophen, welche die Auffassung vertreten, sie sei das zentrale philosophische Verfahren überhaupt. Das ist übertrieben. Aber in der Tat hat sie, wie auch die anderen Formen der Umkehrung, den bestechenden Vorzug, dass sie nur auf Materialien angewiesen ist, die der Gesprächspartner liefert. Und je mehr Schwung der andere in seine Worte legt, desto wuchtiger kracht es, wenn eine Umkehrung ihn aufs Kreuz legt.

Umfunktionieren

Argumente tauchen immer in einem bestimmten Bezugsrahmen auf. Daraus ergibt sich eine weitere Form der Umkehrung: Sie besteht darin, das Argument umzudeuten. Auch hier operiert man mit dem Material, das der andere uns liefert – stellt es aber in einen neuen Kontext. Die Pointe ergibt sich aus dem Vergleich der ursprünglichen Version des Gedankens mit der verfremdeten.

Mein Beispiel entnehme ich den Diskussionen um die sogenannte Pascalsche Wette. Mit dieser Wette versuchte der französische Philosoph Blaise Pascal (1623-1662), der sich intensiv mit der Mathematik des Glücksspiels beschäftigt hat, woraus später die Wahrscheinlichkeitsrechnung hervorging, seine Mitmenschen von der Zweckmäßigkeit einer christlichen Lebensführung zu überzeugen. Er forderte, man solle sein Leben so einrichten, *als ob* man sicher sei, dass Gott existiert. Denn wenn Gott am Ende wider Erwarten doch nicht existiert, dann habe man, glaubt Pascal, nichts verloren: Denn das Leben ist, so Pascal, sinnlos, wenn Gott nicht existiert. Existiert er aber, dann wäre unendlich viel gewonnen! Nämlich das ewige Leben. Und gegen einen solchen unendlichen Gewinn wiegen eventuelle Opfer, die man im Verlaufe einer christlichen Lebensführung bringen muss, nicht nur wenig, sondern nichts. Oder, in Pascals eigenen Worten: „Wenn Sie gewinnen, gewinnen Sie alles, und wenn Sie verlieren, verlieren Sie nichts. Wetten Sie also, ohne zu zögern, daß er ist.“

Zumindest einen hat Pascal mit dieser Überlegung überzeugt: Er selbst lebte tatsächlich nach den christlichen Geboten; gab im Alter sogar alle wissenschaftliche Arbeit auf und zog in ein Kloster. Seine Wette beeindruckte auch viele Zeitgenossen. Sie schien ein moderner Ersatz für



die problematischen Gottesbeweise zu sein: mathematisch, elegant, zwingend. Bis heute wird sie in der Missionsarbeit der Kirchen verwendet, und der Mathematiker John von Neumann (1903-1957), der zum christlichen Glauben konvertierte, erklärte, dass bei diesem Entschluss die Wette Pascals eine nicht unwichtige Rolle gespielt habe. Allerdings hatte von Neumann als Mathematiker eine gute Relation zwischen endlichen Genüssen und ewigem Leben errechnet – er ließ sich erst auf dem Sterbebett taufen. Ob dies im Sinne Pascals gewesen wäre, kann hier offen bleiben. Ohnehin hatten bereits Pascals Zeitgenossen ein Rezept gegen das raffinierte Argument. Sie stellten es nämlich in einen neuen

Bezugsrahmen und prüften, wer denn wohl sonst noch mit diesem Argument für seinen Glauben werben könnte. Der Aufklärer Denis Diderot (1713-1784) meinte, es sei genauso geeignet für die Sache Allahs und schrieb: „Ein Imam (Vorbeter in einer Moschee) könnte genauso argumentieren.“

Darin liegt wirklich ein Problem der Pascalschen Argumentation. Denn auf die gleiche Weise könnte tatsächlich auch ein Moslem für den Islam werben oder wohl auch ein Aztekenpriester für das Menschenopfer. Wer auch andere von einer Religion überzeugen möchte, kann die Pascalsche Wette verwenden. Wenn es aber so ist, dann taugt die Wette zumindest nicht als Werbung für einen *bestimmten* religiösen Lebensstil, wie Pascal ursprünglich beabsichtigt hatte. Durch die plötzliche Änderung des Bezugsrahmens verliert sie einiges von ihrer ursprünglichen Kraft.

Als allgemeine Moral lässt sich aus diesem Beispiel ableiten: Bei jedem Argument, das man sammelt, sollte man sich fragen: Wozu kann ich dieses noch verwenden? Zweckentfremdung ist das Gebot der Stunde.

Man kann sich hier ein Beispiel an Mutter Natur selbst nehmen, die ihre angebliche Kreativität auch nicht dem Neuschaffen verdankt, sondern vielmehr dem permanenten Umschaffen dessen, was schon ist. Das könnte man als Basteln am lebenden Objekt bezeichnen: Munter verwandelt sie ein Kiefergelenk in Ohrknöchelchen und funktioniert einen


Darmsack in eine Lunge um. Das Rückgrat dient beim Fisch zur Bewegung des Schwanzes – beim Menschen wird es zum aufrechten Tragen des Kopfes verwandt.

H₂O und das umkehrende Denken

Abschließend noch ein Seitenblick auf die Naturwissenschaften: Denn auch dort sind bei Innovationsprozessen Umkehrungen beteiligt. So verdankt sich etwa die Entdeckung der chemischen Formel für Wasser letztlich einem Umkehrschluss. Humphry Davy (1778-1829), ein britischer Chemiker, hatte im Jahr 1800 von der merkwürdigen Säule gehört, die sein Kollege Alessandro Volta (1745-1827) gebaut hatte. Sie bestand aus Platten aus unterschiedlichem Metall, zwischen denen mit Salzwasser getränkte Pappe lag. Der ganze Apparat war groß wie ein Zimmer. Bis zu Voltas Erfindung war es nicht möglich gewesen, einen dauerhaften Strom zu erzeugen. Davy vermutete sogleich, dass die Elektrizität durch chemische Reaktionen zustande kommt. Chemie macht Strom! Und er folgerte, dass dann auch das Umgekehrte möglich sein müsse: mit Strom Chemie zu machen. Tatsächlich erwies sich dieser Einfall als außerordentlich fruchtbar. Es gelang Davy, Wasser durch Strom in seine Bestandteile zu zerlegen, und er konnte nachweisen, dass sich Wasserstoff und Sauerstoff immer in festen Volumina miteinander verbinden. Die Grundlage für die wichtigste chemische Formel war damit gesichert: H₂O. Außerdem isolierte Davy mit seiner Methode auch Kalium, Natrium und einige weitere Elemente und half damit, die Grundlagen für das Periodensystem zu legen. Davys öffentliche Vorträge über seine Entdeckungen waren zu seiner Zeit übrigens außerordentlich populär. Die junge Schriftstellerin Mary Shelley (1797-1851) war von einem seiner Vorträge so begeistert, dass sie später in ihrem Roman *Frankenstein* den Vortrag des Professor Waldmann (jenes weisen und gütigen Lehrers des ehrgeizigen Dr. Frankenstein, der später durch Frankensteins Monster umgebracht wird) passagenweise von Davy übernahm.



Spiel: Kopfstand

1. Wer es zum erstenmal versucht, wackelt und schwankt und kommt sich vor wie ein Kind, das zum erstenmal auf den Beinen steht. Ohne eine Stütze knickt man leicht um und fällt nach hinten. Man sollte sich daher am Anfang an eine Wand anlehnen. Und dabei wie folgt vorgehen:
 2. Gehe in die Hocke, stelle dann die Mitte des Kopfes auf den Boden. Die Hände am Hinterkopf anlegen, mit Handkanten und Unterarmen abstützen.
 3. Jetzt das Gesäß heben. Die Knie durchdrücken, mit den Füßen kleine Schritte in Richtung Kopf machen.
 4. In die Senkrechte gehen, und etwa 10-15 Sekunden verharren. Bei gutem Training können es auch bis zu drei Minuten sein.
 5. Dann die Füße wieder absetzen.
 6. Die Übung setzt Energien frei, lehren die Yogameister, und auch Ärzte bestätigen: Organe, die in der normalen Haltung wenig durchblutet sind, werden im Kopfstand gründlich mit Sauerstoff versorgt.
- 

Literatur

Obgleich das Umkehren ein oft praktiziertes Verfahren ist, sind Analysen dazu selten. Peter Wenzel hat in seinen scharfsinnigen Untersuchungen *Von der Struktur des Witzes zum Witz der Struktur: Untersuchungen zur Pointe in Witz und Kurzgeschichte*, Heidelberg 1989, ein brauchbares Schema entwickelt, in dem sich Umkehrungen deuten lassen. Im Lichtenberg-Abschnitt in Gerhard Neumanns Buch *Ideenparadiese, Untersuchungen zur Aphoristik von Lichtenberg, Novalis, Friedrich Schlegel und Goethe*, München 1976, findet man Beschreibungen der Umkehrungstechniken Lichtenbergs. Interessant ist, wie Umkehrungen in neueren Kreativitätsmethoden eingesetzt werden – H.Uebele gibt einen Überblick in seinem Artikel *Kreativität und Kreativitätstechniken*, in: E. Gaugler, W. Weber (Hg.), *Handwörterbuch des Personalwesens*, Stuttgart 1992.